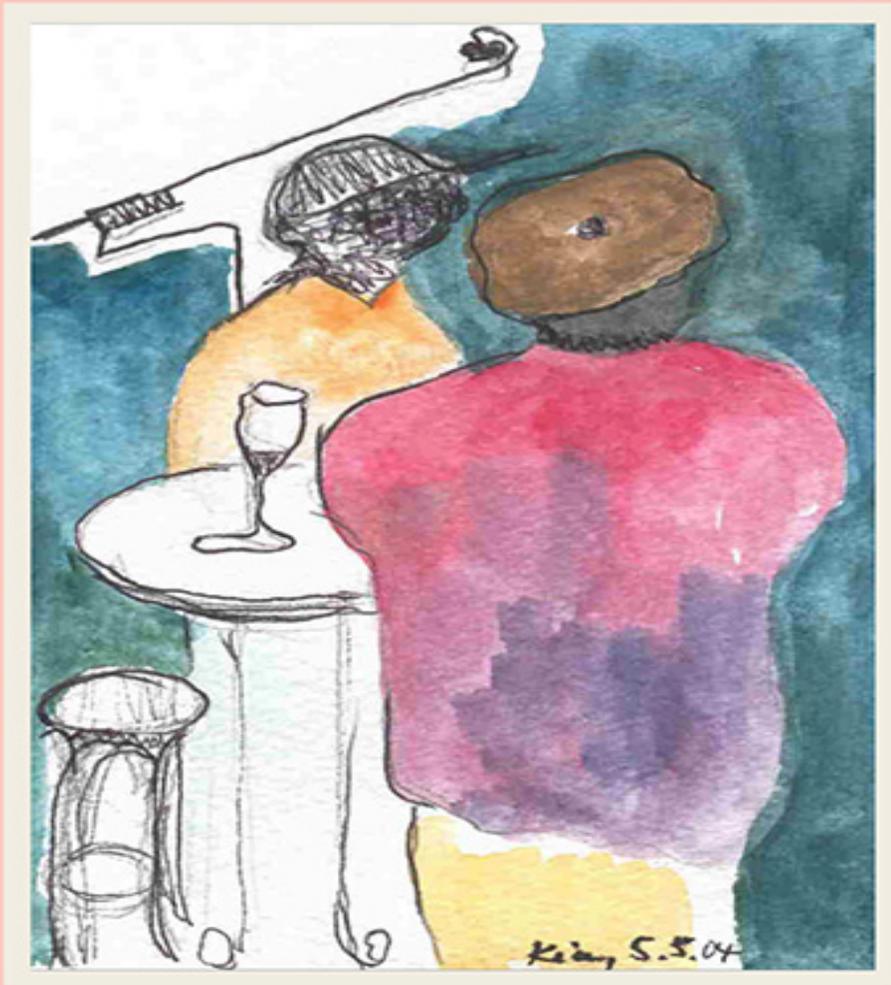


# FLIEGENDE MÜTTER

Begegnungen



R. Daniel Roth

für Kim, an meiner Seite

## **Inhalt**

### Teil 1 Frösche quaken nicht

Lebenstraum

Der Feuerwehrmann von Monti

Fliegende Mütter

Don Tarcisio

Man überholt nicht in der Kurve

Lino und die Zahnputzbecherablage

Lino und der Schreibtisch

Mein Freund Gianni

Die Straßensperren von Rosía

Traktorfahrer gesucht

Banküberfall in Paganico

Nie wieder mit Freunden...

Auf einer Parkbank in Grosseto

Der Barmann von Costa Fabbri

Das Tal der tausend Fliegen

Frösche quaken nicht

Eine elegante Lösung

Nachbemerkung

### Teil 2 Warum man den Bäcker grüßen sollte

Ein kleiner Junge im U-Bahnhof

Spiesmutti

Litfaßsäule

Lehmkuhle

Ich hier drinnen. Ihr da draußen

Der Aufzug

Roller-Rudi

Der davonlaufende Abend

Teil 3 Ausbesserungsarbeiten im Weltraum

Mord ohne Reue

Lehrgang für Bankeinbrüche

Rendezvous im Strahlenghetto

Liebe nicht eingeplant

Nachbemerkung

Autor

## **Teil 1**

### **Frösche quaken nicht**

## **Lebenstraum**

Wir alle träumen. Mehr oder weniger.

Viele Menschen träumen nur schlafend. Einigen genügt das nicht. Oder es genügt ihren Träumen nicht. Sie weben sie mit hinein in ihre Tage. Man belächelt sie als Tagträumer. Deshalb verbannen sie ihre in den Tag keimenden Träume wieder zurück in das amorphe Dunkel ihrer Nächte.

Ich weiß nicht, ob man Mut braucht, um durchlässig zu werden für das, was sich aus dem Inneren chiffriert ins Bewusstsein drängt und dort gelesen oder gar erschaffen werden will.

Ich weiß auch nicht, ob es immer eine Sehnsucht ist, die einmal aus den Labyrinthen der Traumwelt entziffert, in unser Leben eindringt und sich in ihm fordernd und übermächtig ausbreitet.

Ich weiß nur, um einen Traum in den Tag hinein zu träumen, genügt es, ein Träumer zu sein.

Das ist nicht wenig. Und den meisten fehlt der Mut dazu.

Oder sie nehmen ihn nicht ernst, ihren Traum, versperren ihm den Zugang zu ihren Tagen.

Solche Menschen träumen nicht eigentlich. Ihre Träume werden in ihnen geträumt. Sie blubbern hoch aus den Tiefen des Unbewussten, aus ihrem eigenen und dem gesammelten Traumfundus der gesamten Menschheit.

Diese Träume führen ihr eigenes Leben in unseren Nächten. Formen sich zu Bildern und Symbolen, düsteren Wolken und heiteren Düften. Verketteten sich zu bizarren Anekdoten. Verquirlen sich ineinander. Und verlassen uns wieder, wenn wir erwachen. Oft bleibt nicht einmal ein Funken Erinnerung an sie in uns zurück.

Manchmal jedoch ahnen wir, dass unsere Träume Einlass in unsere Tagwelt begehren.

Wenn wir sie abweisen, belasten sie uns mit ihrer in Formlosigkeit abgeschobenen Schwere. Verstecken sich vor unserem inneren Zensor. Leben aber dennoch in uns fort.

Jenseits ihres Bewusstwerdens. Ein dumpfes Ahnen schwelt in uns weiter. Vielleicht nicht einmal das. Die Träume lagern sich einfach in uns ein. Und wir tragen sie unerkant in uns herum.

Doch manchmal lebt ein Traum so unvermittelt mit hinein in unseren Tag, dass er bereits Gestalt annimmt, noch ehe wir ihn zurückschicken, noch ehe wir ihn abwehren können. So ein Traum entsteht aus einer tief in uns eingesunkenen Sehnsucht. Die ihn ans Licht zerrt.

Er wird zum Lebenstraum.

Einem Lebenstraum genügt es nicht, nur geträumt zu werden. Er fordert seinen Platz im Leben. Verwirklichung.

Um einen Lebenstraum aus der Traumwelt in die Tagwelt umzupflanzen, genügt es nicht, weiter zu träumen.

Ein solcher Traum will erwachen.

Ich weiß nicht, ob es für manche Menschen möglich ist, dem Brand der alles vereinnahmenden Sehnsucht eines Lebenstraums zu widerstehen.

Ich weiß nur, ich habe es nicht geschafft.

## Der Feuerwehrmann von Monti

Heute ist Weinfest in Monti.

Den ganzen Tag über werden Buden aufgebaut, Tische aufgereiht. Drumherum Bänke. Über die Straße spannen sich girlandenartige Lichterketten aus bunten Glühbirnen.

Die Olivenhaine rund um den Ort liegen dürr und ausgetrocknet in der weißen Spätsommersonne. Auf grobsteinigen Terrassen klettern die Olivenbäume bis tief in die Talmulden hinunter.

Es war ein heißer, trockener Sommer. Die toskanische Erde kocht.

Das Abendessen ist bereits im vollen Gange, als ich mit Anna wiederkomme.

Ein gewaltiges Feuerwerk zersprengt den Nachthimmel in alle Farben, die hinter ihrem schwarzen Tuch versteckt gewesen sein müssen.

Von einer Wegmauer aus sehe ich bereits die Olivenhaine brennen. Das Tal ist ein Flammenmeer, das in die Olivenpflanzungen brandet und bereits zum Ort hochzüngelt.

Die übertrockene Landschaft hat bereits nach den ersten Leuchtraketen erwartungsgemäß Feuer gefangen.

Eine ältere Frau steht am Straßenrand und schlägt mit beiden Fäusten unablässig auf ihr Kopftuch.

*„Brucia tutto! Dio buono, madonna benedetta! Tutti i nostri alberi!“* kreischt sie.

Ich frage einen nahestehenden Uniformierten.

„Es sind ihre Olivenbäume,“ sagt er und betrachtet die Flammen.

„Ja, schon,“ murmele ich verwundert, „war das nicht klar, dass die trockenen Pflanzen Feuer fangen würden?“

„*Si, si, era abbastanza probabile.* Ja, das war ziemlich wahrscheinlich.“

„*É allora?*“

„*Niente. Perché mi domanda?*“

Ich hebe meine Schultern.

„Sehen Sie denn nicht, wie die Alte verzweifelt schreit?“

„Ach, die Alte! Die ist ein bisschen hysterisch, müssen Sie wissen.“

„Hysterisch? Was würden Sie tun, wenn Ihr ganzer Olivenhain den Flammen zum Opfer fällt?“

Der Uniformierte sieht mich amüsiert an.

„*Lei è Tedesco, vero?*“ Ja, ja, ich sei Deutscher, man höre es wohl am Akzent.

Aber was habe das mit den brennenden Bäumen da unten zu tun? Es sei doch vorhersehbar gewesen, dass die Feuerwerkskörper die Bäume entzünden würden.

„*Ma si, certo, signore,*“ sagt der Uniformierte und nickt, „ja, heute früh erst habe ich zu Enzo gesagt: ‚Enzo, ich wette, die Olivenbäume fangen Feuer bei der Trockenheit‘.“

„Und?“ frage ich.

„Enzo wollte nicht wetten.“

Ich sehe ihn fragend an.

„Und jetzt brennen sie,“ sagt er und hebt nun seinerseits die Schultern.

Ich sehe ihn betroffen an.

„*Guardi, signore,*“ fährt er fort, „es ist ein Fest. Ein wichtiges Fest für die Leute. Verstehen Sie? Ein Dorffest. Sie freuen sich das ganze Jahr darauf! Es ist das Einzige, was hier passiert und ihnen Abwechslung bietet.“

„Und Sie meinen, das hier ist jetzt die Abwechslung?“

Ich deute zum flammenden Horizont.

Sein Blick folgt meinem Finger über die brennenden Olivenbäume hinweg.

„Schauen Sie doch! Der Brand weitet sich schnell aus!

Wenn jetzt noch Wind aufkommt!“

Der Uniformierte lächelt.

„Es kommt kein Wind auf! Seien Sie ganz beruhigt, *signore!*“

Auch wenn kein Wind aufkommt wird der Olivenhain abbrennen, denke ich.

„Sogar das Dorf könnte von den Flammen erfasst werden,“ sage ich, „warum ruft denn keiner die Feuerwehr?“

„Die Feuerwehr?“ fragt der Uniformierte verwundert, als höre er diese Berufsbezeichnung zum ersten Mal. Und deutet auf die Bergrücken hinter den Flammen.

„Die Feuerwehr ist in Radda.“

„Ja. Und?“

„Wir sind hier in Monti.“

Ich suche forschend in seinem Gesicht herum. Vergeblich suche ich Hintergründiges, Doppelbödiges.

„Wie Sie sehen, liegen da einige Hügelkämme dazwischen,“ sagt er lächelnd.

„Aber entschuldigen Sie - das ist doch, das ist -“

„Verrückt, meinen Sie“ unterbricht er mich belustigt, „*Si, si, ha ragione Lei*, da haben Sie schon Recht. Ein bisschen verrückt ist das schon. Wie eben alles bei uns in Italien.“

Er wendet sich mir zu, schenkt mir wieder sein unbekümmertes Lächeln.

Ich schließe meine Augen und öffne sie langsam wieder.

Vor mir steht die kreischende Alte und hämmert auf ihren Kopf ein. Die Flammen bäumen sich auf und züngeln an den Olivenbäumen Monti in Chianti entgegen.

„Und das sagen Sie als Polizist?“ frage ich bestürzt.

Er scheint völlig in den Anblick des brennenden Spektakels zu versinken. Wir beobachten gemeinsam die höherwogenden Flammen. Überall zwischen den enger am Ort wachsenden Bäumen parken die Autos der Festbesucher.

Wenn eben doch ein Wind aufkommt? Und das Feuer auf den Ort zutreibt?

Eine große Menschenmenge steht tatenlos an der Mauer, die den Ort umschließt. Alle schauen interessiert in die inzwischen meterhohen Flammen, die sich durch die Olivenbäume nach oben fressen.

Die Alte kreischt immer noch und zertrümmert ihren Kopf mit ihren Fäusten. Ihr Kopftuch hat sich nach hinten verschoben.

„Schau dir die Stämme an! Diese Bäume sind Jahrhunderte alt!“ schaltet sich Anna jetzt ein.

Ich unternehme noch einen Versuch.

„*Senta!* Hören Sie!“ sage ich zu dem Uniformierten. Und deute auf die Alte.

„Und wer gibt ihr ihre Bäume wieder, wenn das Fest vorüber ist?“

„Die Alte?“ sagt der Uniformierte.

„Ja, die Alte! Die Abwechslung geht auf ihre Kosten.“

„Ach, *signore*, machen Sie sich keine Sorgen wegen ihr! Die Alte kommt zurecht! Ihr Sohn arbeitet in Deutschland, in *Stoccarda*. Er schickt ihr regelmäßig Geld. Sie hat mehr Geld als wir alle.“

Er betrachtet die brennenden Olivenbäume.

„Außerdem bewirtschaftet sie ihren Olivenhain schon lange nicht mehr,“ fügt er hinzu, „sie ist zu alt für diese Arbeit.“

Anna sieht mich an.

„Gut, aber ist es nicht ihre Aufgabe als Polizist...“ setzt Anna wieder an.

„*Non sono un poliziotto, Signora*, ich bin kein Polizist,“ unterbricht sie der Uniformierte.

„Und die Uniform?“

„Ach so, die Uniform,“ lacht der Mann, „ja, stimmt, sie mag Ihnen vielleicht ähnlich vorkommen. Sie sind mit den einheimischen Uniformen vermutlich nicht vertraut. Aber das ist keine Polizeiuniform.“

Jetzt schauen wir ihn beide an.

„Das ist eine Uniform der Feuerwehr.“

Und noch bevor Anna ansetzen kann, sagt er mit vor sich gehaltenen Handflächen:

„Ich bin aber schon lange pensioniert. Die Uniform ziehe ich nur auf Festen an. Meiner Frau zuliebe. Sie mag das.“

Weitere Raketen werden abgeschossen. Die Feiernden betrachten den explodierenden Nachthimmel über ihnen und das auf und ab wogende Flammenmeer unter ihnen.

„*Vi saluto, Signori. Buona permanenza!* Ich grüße Sie und wünsche Ihnen noch einen schönen Aufenthalt!“ sagt der pensionierte Feuerwehrmann und verschwindet im Gedränge der Feiernden.

Anna und ich schauen ihm hinterher.

Er kann nicht gewusst haben, dass bereits ein strenger Winter auf die Olivenbäume der Toskana lauert, der ihnen ohnehin ein Ende bereiten wird!

Oder doch? Dann war es freilich besser, sie in rauschenden Festen zu verbrennen.

## Fliegende Mütter

### 1.

Nebbiano liegt zwischen den sich nach *Siena* hin öffnenden Weinbergen des südlichen Chianti. Früher war das Gebiet um den kleinen Ort noch nicht *bandita*. *Don Tarcisio*, der amtierende Pfarrer, hat oft darum eingereicht. Erfolglos.

*Bandita* hat nichts mit Banditen zu tun. Es bedeutet Jagdsperrgebiet. Hier darf weder gejagt, noch mit geladener Waffe passiert werden.

Man vertröstete den vorausahnenden Pfarrer mit dem völlig unbegründeten Hinweis auf Rücksicht, Einsicht und Umsicht der hiesigen Jäger.

Die Jagd beginnt Ende August, und sie endet Mitte Januar.

Es gibt eine unüberschaubare und eben auch unkontrollierbare Vielzahl an Gesetzen, die minutiös beschreiben, welcher Vogel, welches Kriech-, Hüpf- oder Lauftier wann, wo, wie und von wem geschossen werden darf.

Vor allem die Vögel sind ein beliebtes Jagdobjekt der toskanischen Jäger.

Darüber amüsiert sich die ganze Bar von *Remo Migli* in San Gusmé. Jedes Jahr wieder.

„Gesetze, Verbote!“ grinst mir einer der gutbewaffneten Jäger entgegen. Und fährt sich mit dem Handrücken schabend über die Kinnspitze. Was in etwa bedeutet: Als wenn man sich darum kümmern wollte!

Gelächter.

Während der Mittagsstunden sind alle toskanischen Bars voller Jäger. Düstere Gesellen. Mit mordlustigen Gesichtern. Man möchte ihnen nachts nicht allein begegnen.

Tagsüber auch nicht.

Ein junger Bursche drängt sich im John-Wayne-Schritt aus dem dunklen Barhintergrund nach vorne.

„*lo sparerei anche mia madre se volasse,*“ bellt er herausfordernd und hält mir seine doppelläufige Flinte unter die Nase.

Seine älteren Jagdkumpane scheint es nicht zu beindrucken, dass er auch auf seine Mutter schösse, wenn sie flöge. Sie nicken und grinsen. Auch sie schossen auf ihre Mütter.

Gottseidank bin ich nicht ihre Mutter, denke ich, und fliegen kann ich auch nicht.

Flugobjekte aller Art sind ein leidenschaftliches Ziel der unvollkommenen toskanischen Schießkünste.

Am gefährlichsten ist es während der ersten Jagdmonate.

Nicht etwa in der Hauptjagdzeit, wenn die Schießerei auf die Wildschweine eröffnet wird. Wie der unkundige Betrachter vielleicht meinen möchte.

Nein. So erfinderisch und schlau sie auch immer sein mögen, Wildschweine fliegen nicht hoch. Sie bleiben am Boden. Und da Wildschweinjagden organisiert sind, und die Jäger aus allen Richtungen ballern, kommt es nur zu internen Unfällen. Je nach Größe der anvisierten Schweine, kommt es zu Beinschusswunden, interkollegialen Knieschüssen, mitunter auch zu unerfreulichen Bauchverletzungen.

Nein, nein. Die gefährlichste Zeit des Jahres sind der September und der Oktober. Wenn die organisierte Wildschweinjagd noch nicht begonnen hat. Zu dieser Zeit sind die Einzelgänger unterwegs. Schießwütige *Old-Fire-Hands*, die einen Augenarzt aufzusuchen nie für nötig befunden haben. Und sich mangels Zielsicherheit, durch weitgestreute Schrotsalven, ihre begehrten Vogeltrophäen zu sichern versuchen.

Da zu dieser Zeit auch die toskanischen Pilzfanatiker durchs Unterholz streunen, sind sie bevorzugte Jagdopfer.

Pilzsammler in der Toskana haben ohnehin nur geringe Überlebenschancen. Können sie sich vor den Jägern retten, lauern die Vipern auf sie, die, wie die Pilze, die feuchten Waldwinkel bevorzugen. Bei derart massivem Überlebensstress fallen leicht ein paar giftige Pilze ins Körbchen.

Und die Pilzsammlerfamilie findet dann so ihr unvorbereitetes Ende.

## 2.

Ein eisiger *tramontana* fegte in heftigen Böen von den schon schneebedeckten Apenninen Casentino über die Hügel des Chianti. Die von den Jägern verschonten toskanischen Vögelchen trällerten ahnungslos um die kleine Dorfkirche von Nebbiano.

Die Messe war gerade zu Ende. Die fünf Kirchgänger entflohen erleichtert dem feuchtkalten Gewölbe. Ließen zum Dank ein paar Lire in den muffigen Klingelbeutel plumpsen.

Und plötzlich regnete es Schrot.

Dann knallte es.

Vier Kirchgänger kamen mit dem Schrecken davon. Der fünfte, ein Tourist aus Deutschland, musste ins *ospedale* von Siena gefahren werden.

Es dauerte, bis alle Schrotkörner aus seinem Gesicht entfernt werden konnten. Erblindung trat keine ein. Es wurden ihm jedoch einige Haarbüschel aus der Kopfhaut gerissen. Die nicht mehr nachwachsen. Berichtet *Don Tarcisio*.

Die kahlen Stellen in der Kopfbehaarung des Getroffenen scheinen ihm besonders erwähnenswert. Er zeigt mir ein Foto, das ihm der offenbar nachtragende Deutsche als stillen Vorwurf geschickt habe. Mehrmals tippt er aufgeregt mit dem Zeigefinger über die haarlosen Stellen auf dem Foto.

Dann lächelt er betreten um mich herum. Und schenkt mir, wie immer, von seinem unverzichtbaren *vin santo* ein.

„*Fu sfortunato il Suo connazionale,*“ sagt er entschuldigend,

„*voi altri siete troppo alti!*“

Er habe Pech gehabt, mein Landsmann, wir Deutschen seien einfach zu groß.

Über die Köpfe der kleinen Toskaner sind die Schrotkugeln hinweggefegt.

Wie viele Vögel dabei ihr Ende fanden, ist nicht überliefert. Jedenfalls wurde damals das gesamte Gebiet um die Kirche nun endlich zur *bandita* erklärt.

Glücklicherweise gibt es bis heute auch in der Toskana noch keine fliegenden Mütter.

Ansonsten wäre es wohl eine Zeitfrage, wann sich die ansässige Bevölkerung auf ein Minimum reduziert haben dürfte.

## Don Tarcisio

### 1.

*Don Tarcisio* wohnt in seiner Kirche. Direkt über dem Altarraum.

Er ist Pfarrer von Nebbiano, Lucignano, San Giusto, Metrano, Corsignano, Torricella und Pianella. Insgesamt eine Gemeinde von vielleicht zweihundert Seelen. Zwei davon sitzen allwöchentlich in seiner schnell heruntergeleiteten Sonntagsmesse, beide über achtzig.

Ein agiles kleines Männlein mit zerschlossener Kutte und wasserblauen Augen erscheint hinter dem Fliegenvorhang seiner Eingangstür. Sein Gesicht zerfällt in ein Lächeln.

*Don Tarcisio* lädt mich in sein Besucherzimmer ein. Bietet mir einen seiner klapprigen Stühle an. Und schüttet bernsteinfarbenen *vin santo* in bereitstehende verstaubte Weingläser.

„*Cincin!*“ ruft *Don Tarcisio* fröhlich.

„*Cincin, alla Sua!*“ antworte ich.

Mit einem anerkennenden „*buono, davvero!*“ beende ich unser Begrüßungszeremoniell.

*Don Tarcisio* lächelt wissend und schüttet mein Glas noch einmal randvoll.

Wir reden und prostern uns immer wieder zu.

Es geht nicht um das, was wir sagen. Dennoch sind die Worte wichtig. Sie tragen die Zeremonie.

Dazwischen bietet mir *Don Tarcisio* vertrocknetes Gebäck aus uralten Keksdosen an. Lehne ich ab, meint er meinen Geschmack nicht gefunden zu haben, und kramt noch ältere Dosen hinter seinem Bücherregal hervor.

*Don Tarcisio* erzählt.

Neuigkeiten gibt es keine, also erzählt er, was er schon gestern erzählte. Und morgen werde ich es noch einmal erfahren. Und am Tag darauf wieder. Und auch morgen und übermorgen wird er unsere Gläser wieder randvoll mit seinem wunderbaren *vin santo* schenken, der nicht nur mich in diese kleine Kammer über der Kirche lockt.

Als ich mich verabschieden will, gießt er mein Glas nochmal voll. Doch es ist mir nicht entgangen, wie er verstohlen auf die Uhr über seinem Schreibtisch geschaut hat. Er hat noch anderes zu tun, als mit mir *vin santo* zu trinken. Und wer weiß, vielleicht stehen schon die nächsten Anwärter unten vor der Kirche. Also lege ich schnell meine Hand über das Glas, bedanke mich. Und stehe auf. Denn ich weiß, er hört erst dann auf, mich zu einem nächsten Glas und neuerlichen Keks zu drängen, wenn ich aufgestanden bin.

Als ich aus der niedrigen Tür trete, halte ich meine Hand zwischen mein Gesicht und die Abendsonne.

„*Lei mi chiese delle sedie, vero?* Haben Sie mich nicht um Stühle gebeten?“ sagt *Don Tarcisio*.

Eine toskanische Verabschiedung ist an der Haustür noch nicht vorbei.

Ich spüre den schweren Wein durch meine Adern rollen.

Ein wohliges Prickeln zieht durch meinen Körper.

„*Venga!* Kommen Sie!“ sagt er und zerrt mich mit kleinen, hastigen Schritten in seine Kirche.

Mit ausgestrecktem Arm zeigt er in das Dunkel.

Erst nach und nach gewöhnen sich meine von der Abendsonne geblendeten Augen an die Dunkelheit. Ich erkenne zwei übereinander gestapelte mit ein paar Nägeln zusammengehaltene Bänke vor dem Altar.

Er habe sie schon für mich bereitgestellt, sagt *Don Tarcisio*, packt sich eine der Bänke unter den Arm. Und stellt sie vor mich hin.

„*La può prendere!* Sie können sie haben, ich brauche keine zwei Bänke.“

Ich sehe ihn überrascht an.

Natürlich weiß ich, dass die meisten Häuser der umliegenden Orte, die sie zu seiner Pfarrei gehören, leerstehen. Nur noch Ruggero und seine Schwester kommen zur Sonntagsmesse. Trotzdem fühle ich mich irgendwie schuldig. Und als *Don Tarcisio* nun auch noch die zweite Bank aus seiner Kirche schleppt, wehre ich entschieden ab.

„*E Ruggero e Graziella? Dove si mettono?* Und wo setzen sich *Ruggero* und *Graziella* hin?“

*Don Tarcisio* winkt ab.

„*Ruggero? Lui da tanto non viene più alla messa, Ruggero* kommt schon lange nicht mehr zur Messe, und nun ja, allein für *Graziella*...“

Er wirft einen entschuldigenden Blick zum Altarkreuz hoch. Wendet sich dann wieder mir zu.

Er habe noch einen Stuhl in seinem Arbeitszimmer, den er dort nicht benötige.

Er scheint mein Zögern falsch zu interpretieren. Ich schaue beschämt vor mich hin.

Ob ich vielleicht lieber die zwei Stühle statt der Bänke wolle?

Er richtet seine fröhlich blitzenden Äuglein auf mich.

Ich schüttele den Kopf. Bedanke mich. Klemme die beiden Bänke unter meine Arme. Und trage sie zu meinem Auto.

Als ich mich wieder umdrehe, winkt er mir zu.

Die Kirche sei für den Vatikan längst abgeschrieben, ruft er. Nach seinem Tod werde die Kirche säkularisiert. Und ich könne sie dann kaufen und Feste darin feiern, fügt er schelmisch hinzu. Vielleicht sei ja dann noch etwas vom *vin santo* übrig.

Dann verschwindet seine schwarze Kutte zwischen den liebevoll umhegten Sträuchern und Blumen seines Gartens.

## 2.

Ein Jahr später wird die Kirche von Nebbiano säkularisiert. Zwei betuchte Mailänder Künstler kaufen die Kirche und richten sich ihr Urlaubs-Atelier dort ein.

*Don Tarcisio* zieht in ein Pfarrerwohnheim in Arezzo.

Als Anna und ich ihn dort besuchen, errötet er und bittet uns einen Moment auf einer Bank im Gang Platz zu nehmen.

Er nehme gerade die Beichte ab, entschuldigt er sich.

Kurz darauf bittet er uns in seine spartanische Klausur und entschuldigt sich noch einmal, dass er nur zehn Minuten Zeit habe. Dann müsse er die nächste Beichte abnehmen.

„Aber, *Don Tarcisio*, Sie sind doch jetzt im Ruhestand?“  
sage ich verwundert.

„Ruhestand? Von wegen.“

Er sei mit seinen fünfundachtzig Jahren der Jüngste in diesem Pfarrerwohnheim. Und er müsse sich um alles kümmern. Der riesige Garten sei zu pflegen, das Haus sauber zu halten. Mittags und abends bekoche er seine über hundertjährigen geistlichen Brüder. Vormittags übernehme er die Aufsicht im Dom, naja, und die restliche Zeit gehe mit dem Abnehmen von Beichten dahin. Er komme nicht einmal mehr dazu, *vin santo* zu machen, klagt er.

„*Grave*,“ sage ich, „*questo è grave davvero*.“ Das sei nun wirklich schwerwiegend.

Er lächelt und stellt die vertrauten zwei Gläser vor uns hin.

Ein paar Flaschen habe er noch hierher retten können.

Dann sei Schluss mit *vin santo*.

„*Cincin!*“ sagen wir, wie in alten Zeiten, und das steinharte Gebäck, das er uns, wie gewohnt, dazu reicht, muss er wohl auch aus diesen Zeiten herübergerettet haben.

Während unseres kurzen Besuches läutet es mehrmals an der schweren Pforte des mittelalterlichen Pfarrerwohnheims,

und *Don Tarcisio* verlässt jedes Mal seine Klausur um zu öffnen.

Anna klopft auf mein Handgelenk und deutet auf meine Armbanduhr. Ich nicke ihr zu.

Wir verabschieden uns.

*Don Tarcisio* begleitet uns an die Tür. Auf dem Gang sitzen vier junge Mädchen. Sie heben alle gleichzeitig ihre Köpfe.

„*Guardi!*“ Schauen Sie! sagt *Don Tarcisio* und errötet wieder,

„so geht es den ganzen Nachmittag!“ Er kichert vor sich hin, während die Mädchen mit gesenkten Köpfen in seiner Klausur verschwinden.

„Sieh mal, wie er sich freut, für all diese jungen Menschen da zu sein,“ sagt Anna.

Und noch während wir die letzten Abschiedsworte wechseln, klingelt es neuerlich an der Tür. Diesmal sind es junge Burschen, die hereindrängen.

„Ja,“ seufzt Anna, während wir über die Piazza von Arezzo schlendern, „wäre ich nur katholisch! Ihm würde ich gerne meine Sünden anvertrauen!“

„Sünden? Welche Sünden denn?“

Wir lachen.

## Man überholt nicht in der Kurve

Ich rase auf der Landstraße von Greve nach Firenze. Anna schläft auf dem Fahrersitz. Ich nutze die Chance, schnelfahren zu dürfen. Sie hat Angst, wenn ich schnell fahre.

Schließlich hat sie gesagt, dass sie eiligst zum Bahnhof müsse. Sage ich mir. Um eine weitere Ausrede zu haben, schnelfahren zu dürfen.

Es macht Spaß, durch die sich schlängelnden meist leeren Landstraßen der Toskana zu rasen.

Erst hinter dem Abzweig von Impruneta sichte ich den ersten störenden Verkehrsteilnehmer. In einem Alfa Romeo.

Einer dieser abgeklärten Fahrer, denke ich ärgerlich, der schnell voran kommen wollende Verkehrsteilnehmer egoistisch behindert.

Als ich zum Überholen ansetze, erscheint eine Kolonne Radfahrer auf der Gegenfahrbahn. Auch in der nächsten Kurve habe ich kein Glück. Eine neuerliche Radfahrerkolonne kommt in Viererreihen auf mich zu. Dann, endlich, in der nächsten ausladenden Kurve kann ich den blauen Alfa überholen. Die Reifen quietschen. Es ist das beruhigende Quietschen von Michelinreifen, wenn sie nicht mehr ganz neu und noch nicht ganz abgefahren sind.

Blauer Alfa, schießt es mir durch den Kopf.

Der Blick in den Rückspiegel bestätigt meine Befürchtung.

Ich habe ein Polizeiauto überholt.

Jetzt gebe ich auch noch Gas und lasse den Wagen durch weitere Kurven pfeifen. Die *Carabinieri* rücken auf. Ich drücke aufs Gaspedal. Bäume und Kilometersteine fliegen links und rechts an mir vorbei. Und immer wieder Radfahrerkolonnen im Sportdress. Und obwohl ich jetzt sehr